

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 190.

Mittwoch, 16. August.

1916.

Frau Minchens Narretei.

(10. Fortsetzung.)

Humoristischer Roman von Käte van Beeke.

(Nachdruck verboten.)

Wahrhaftig, sie hatte sich vollkommen verträdelst, an keine Zeit gedacht, und mittlerweile wollte es Abend werden und die Gäste waren wohl schon längst von der Tafel aufgestanden. Jetzt erst fiel es Fee ein, daß ihr unbefümmertes Verschwinden vom Festischauplatz vielleicht doch nicht ganz richtig und höflich gewesen, und sie spornete Almansor jetzt zur scharfen Gangart an, damit sie schnell heim kämen. Es dämmerte schon stark, als sie, das Pferd am Zügel führend, heimlich durch das Hintertor in den Stall schlich. Glücklicherweise war einer der Pferdejungen gerade zur Hand, um ihr die Versorgung Almansors abzunehmen, und sie konnte ohne Verzug den Weg ins Haus antreten.

Es ging alles unerwartet glatt und unbemerkt. Drinnen im Saale herrschte noch dasselbe Stimmengewirr wie zur Stunde, als sie ihm entflohen, und winschnell flog sie an der Saaltür vorbei, die Treppe empor in ihr Zimmerchen.

Da lag noch alles, wie sie es abgeworfen hatte, das weiße Kleid zerknittert, die Unterleider durcheinander gewühlt, einer der niedrigen Schuhe hier, der andere dort, — bodenlos unordentlich!

Das hatte Fee noch nie empfunden, aber heute war sie ja um Jahre gealtert, war ein erwachsener Mensch geworden, heute bemerkte sie es. Hastig hob sie alles auf und ordnete es. Dann trat sie vor den Spiegel und sah sich lange prüfend an. Dabei runzelte sie die Stirne und sagte ganz knapp und kurz: „Nein, häßlich!“ schüttelte unmutig die gelösten Haare und machte sich daran, auch diese zu ordnen. Alles etwas versonnen und nachdenklich und augenscheinlich wenig mit sich zufrieden.

Bald darauf trat sie, wieder im weißen Mullkleide, höchst unbefangen und ruhig in den großen Speisesaal, in dem noch ein Teil der Gäste trinkend und rauchend beisammen saß, während der übrige sich teils im Garten, teils auf der Veranda aufhielt.

Waterchen saß unter den ersten, sah sehr rot und vergnügt aus und empfing seine Herzenstochter mit lautem Hallo.

„Wo haste denn jestedt, mein Zoldfaser? Ich hab' di überall jesucht. So 'ne Hauptperson darf sich nicht davon machen, die muß aushalten, verstehste mi?“

Sie schmiegte sich zärtlich in seinen Arm. „Ach, Waterchen, Hauptperson! Davon habe ich nichts gemerkt, laß das nur. Ich hab' einen Spaziergang gemacht, um mich von der Anstrengung, Hauptperson zu sein, etwas zu erholen.“

Der Vater lachte dröhnend auf. Er war in bester Laune geneigt, alles gut und schön zu finden, besonders wenn es sein Herzblatt Fee betraf. Er nickte auch jetzt bewundernd.

„Immer noch dem ei'nen Köppchen! So'n Mordsweiberstüd! Tut, was ihr beliebt! Der reine Jung!“

Und dabei fiel ihm ein wirklicher Junge ein, und daß er sich vorgenommen hatte, mit diesem ein Wörtchen über Paulinchen Gronert zu sprechen. Donnererschlag,

das hätte er beinahe wieder vergessen in den Ereignissen des Tages, und dann war der Jung abends mit dem Zug abgefahren und die Geschichte hätte sich immer mehr in die Länge gezogen. Das taugte nichts. Paulinchen war eine Partie, nach der sich die Freier die Kühe ablaufen würden, da mußte man schnell zugreifen.

Er sah sich im Kreise um. Die Gäste waren alle gut beschäftigt, sie rauchten, tranken, nebenan spielten welsch Whist, — da war er als Wirt wohl für ein Weilchen abkömmlich.

Schwerfällig erhob er sich und schob sein Herzblatt von sich.

„Zeh zu Muttern, Feechen, zu die Damens; da jeförste nu hin. Ich will 'n Wörtchen mit dem Eugen reden.“

Während Fee zögernd ihre Schritte zu den „Damens“ lenkte, zu denen sie nun gehören sollte, winkte der Vater dem Sohn, legte seinen Arm vertraulich in dessen Arm und sagte: „Weißte, mein Junge, wir woll'n mal 'n vernünft'jes Wort mit'nander reden. Roman in mein Zimmer, da rauchen wir beide eine Friedenszigarre und unterhalten uns wie kluge Männer. Ich hab' 'n bißchen was auf'm Herzen, haha! Vielleicht spricht dein Herz auch mit! Na, du wirst ja hören!“

Eugen war direkt erschreckt und verängstigt. Das sah zwar nicht wie ein Gewitter aus, aber es würde doch wohl eines werden. Anderes, als daß er unzufrieden mit seinen Leistungen war, hatte der Vater noch nie mit ihm zu besprechen gehabt, und anderes konnte es auch jetzt kaum sein.

Er atmete schwer und bekümmert, aber dann horchte er verwundert auf.

Vater ging gleich flott auf sein Ziel los, ohne viel Umschweife. In fünf Minuten wußte Eugen, daß es das Klügste war, was er tun konnte, wenn er Paulinchen Gronert heiratete. Klipp und klar wurden ihm alle Vorteile aufgeführt: Selbstständigkeit, Freiheit, ein Wesen, das zu ihm gehörte, ein Heim, in dem er herrschte, — beinahe betäubend schön rollte sich das vor ihm auf. Ja, wahrhaftig, — er sah all die Vorteile ein, er hatte gar nichts dagegen, — warum nicht? Aber war denn eine Möglichkeit dazu vorhanden? Er hatte an dergleichen noch nie gedacht, und Paulinchen? — Sie war ein gutes Mädchen, — sie sprachen manchmal miteinander, ja, — aber sonst? Nein, kein Gedanke zwischen ihnen. Und der alte Gronert? — Nein, wirklich, er glaubte nicht. —

Aber der Vater glaubte und vertraute.

„Das mit dem alten Gronert laß mi man machen, mein Jung. Der Sohn vom reichen Riedel klopft nich verjebens an. Selbstbewußtsein, Selbstbewußtsein, Jungel! Das Mädchen, das di kriegt, kann sich alle zehn Finger lecken. Aber, natürlich, 'n bißchen schön tun mußt' de, so'n jung Ding will die Skur jeschnitten haben um pouffiert sein. Sie wird schon wollen, sie is 'n jehorjames Kind, wenn der Vater will, will sie auch.“

Frei zu, ich druf los! Siehst'e, ich bin 'n Vater, der seine Kinder zu nichts zwingen möcht'. Bei so'ner wichtigen Geschichte muß der Mensch selbst entscheiden. Nicht den Finger würd' ich dran rühren, — aber 'n richt'gen Beis zeigen, um wenn du ihn jeh'n willst, di' zur Seite stehen, das is meine Vaterpflicht, und die erfüll ich jern."

Er redete sich selbst in den Enthusiasmus über seine Großgeistigkeit und die tadellose Erfüllung seiner Vaterpflichten hinein und war nebenbei seelenvergnügt, so glatt und ohne Widerstand mit Eugen fertiggeworden zu sein. Sehr besorgt war er zwar darüber nicht gewesen, der Junge ließ sich eben schieben, wie man wollte, aber auf längeres Besinnen und Widerstreben war er doch gefaßt gewesen. Und nun nichts dergleichen, — glatte Zustimmung! Ein Schlappschwanz war der Junge doch! Kannte das Mädchen kaum, fühlte nichts zu ihm und ließ sich die Braut einfach anreden. Ne, von ihm hatte er das nicht; auch nicht von der Mutter. Er schlug eben aus der Art! — Ganz vergnügt saß er da, so froh und zufrieden, wie ihn der Vater sonst nicht zu sehen bekam. Am Ende liebte er das pumpliche Paulinchen doch und hatte es sich bis jetzt nur nicht zugehanden. Glauben konnte man es beinahe.

Wirklich sah Eugen so angeregt aus wie selten. Er fühlte sich wie von einer Last befreit. Selbständigkeit, — frei vom Vater, — das allein genügte. Nicht immer Rechenschaft ablegen, nicht immer gescholten und gemäßregelt werden und jemand haben, der zu ihm gehörte! Paulinchen war ihm gar nicht unangenehm, er kannte sie als wirtschaftlich, gutherzig und freundlich. Mehr Ansprüche konnte er an eine Frau nicht machen, hätte auch kaum gewußt, was er noch mehr verlangen sollte. Und sie würde ihn lieb haben, natürlich, denn sonst würde sie ihn nicht nehmen. Herrgott ja, wenn sie ihn nahm, wollte er sehr zufrieden sein.

"Na jut, mein Sohn. Ich konn' nächstens 'rüber und hol' den alten Gronert aus, was er dazu meint, und du machst di ein bißchen um's Paulinchen zu tun. Wirst das doch wohl versteh'n, was? Herrjott, wird der Mensch rot wie 'n junges Mädchen! Na, desto besser! Und hör mal, nich drüber reden, bevor es fertig is. Auch nich zu Muttern. Die Weiber können nie den Mund halten, sie beschnattern so was, eh' es reif is, und dann jehst es an ihrem Jequassel zu Grund. Also kein Wort drüber, bis wir sie überraschen können. Verstehst mi?"

Eugen war zu allem bereit. Ihm war es immer am liebsten, zu schweigen und nun noch in solch einer besonderen Angelegenheit, in der er sich selbst so unsicher fühlte und an deren Gelingen er nicht glaubte. Er versprach also alles, und Vater und Sohn nahmen diesmal so herzlich voneinander Abschied wie noch nie.

Fritz Riedel ließ die Geschichte auch nicht alt und kalt werden, er fuhr schon acht Tage darauf seinen Sohn besuchen und kam sehr befriedigt von seinem Besuch zurück.

"Der Junge macht sich, Mineken, er macht sich. Der alte Gronert is sehr zufrieden mit ihm, hat ne' jroße Vorliebe für den Jungen! Und ich muß sagen, Mineken, mich hat er auch jefallen da im Hause. Tritt viel sicherer und freier auf wie sonst, is wie Kind vom Haus. Macht sojar mit der Paulinchen seine Späßen. Wirklich nett. Na, die Paulinchen is aber auch 'n famos es Mädchen!"

"Sm, — ein Gesicht wie 'ne unausgebad'ne Semmel, in die man zwei Korinthen 'reingesteckt hat", meinte Frau Minchen naserümpfend, "und eine Figur wie 'n Schneemann."

"Mineken, man muß nich immer nur auf die auß're Schönheit seh'n. Bei den Frau'n tut's das Jemüt und die Tüchtigkeit."

"Na, ja, Fritzchen, in Ausnahmefällen; aber sonst halt' ich wohl mehr von der Schönheit", nickte Frau Minchen grämlich, ohne jede Erinnerung an ihre eigene Liebesgeschichte, die ja freilich auch ein Ausnahmefall gewesen war. "Na, uns geht ja glücklicherweise die

Paulinchen nichts an, wir dürfen auch nichts über ihre Häßlichkeit sagen, — unsere eigene Tochter ist auch nicht viel besser geraten."

"Ned' nichts über die Jee, Mineken! Die hat ihr besonders Kaliber, die is eben kein Mädchen wie and're. Aber sag' mal, was is denn in die Krabbe jefahren, daß sie nich mehr in Jungsenskleider reiten will? Das habt ihr Weibervolk ihr doch in'n Kopf jeseht."

"I wo, die läßt sich von anderen Leuten nichts in den Kopf jehen, diesmal ist sie von selbst vernünftig geworden. Sie fühlte sich nun doch als junges Mädchen, Fritzchen. Wenn eine mal erst eingesejnet ist und lange Kleider kriegt, denn kommt das so. Das ist ja auch meine einz'ge Hoffnung, daß sie allmählich von selbst 'n bißchen weiblicher wird. Es ist ja auch Zeit, daß man endlich mal 'n Krümelchen Freud' an den Kindern erlebt!"

Verdrießlich und zusammengefallen saß Frau Minchen in ihrem Sorgenstuhl am Fenster und strickte. Da hatte der Buchhändler ihr so einen dämlichen Roman geschickt, wo sich das Liebespaar nun nicht kriegte. Das konnte sie nicht gut vertragen und daher war sie verdrießlich und klagte, daß sie an ihren Kindern noch keine Freude erlebt habe.

Ihr Mann strich sich den noch immer dunklen, vollen Schnurrbart und lächelte. "Na, na, noch is nich aller Tage Abend, Mineken. Du kannst noch viel Freud' an den Kindern erleben. Wer weiß, was dir am Ohr hängt!"

Er dachte an Eugen. Mit dem alten Gronert hatte er sich ausgezeichnet verstanden, sie waren so gut wie einig geworden. Der alte Gronert hatte die Landwirtschaft jatt. Wenn Paulinchen einen Landwirt heiratete, war ihm das ganz nach Wunsch. Er übergab dann den jungen Leuten die Wirtschaft und zog in die Stadt. Freilich hatte er über die wirtschaftlichen Fähigkeiten Eugens auch etwas mißtrauisch die Achseln gezuckt, aber Fritz Riedel ließ durchschimmern, daß er im gegebenen Fall ein tüchtiges Stück Geld in das Gut stecken würde, und daß sein Sohn überhaupt eine Partie sei, der man auch eine kleine Schwäche zu gut halten könne. Das hatte der alte Gronert schmunzelnd anerkannt und nebenbei bemerkt, daß sein Paulinchen ein vernünftiges Mädchen sei, dem der junge Riedel sehr gut gefiele und das gewohnt wäre, sich dem Willen des Vaters zu fügen. So war die Sache schon vollkommen in Ordnung, bis auf die nebensächliche Kleinigkeit der persönlichen Brautwerbung durch Eugen, und dieser, der dem Vater viel frischer und lebensvoller vorgekommen war wie sonst, hatte gemeint, daß es damit auch nicht mehr lange dauern würde.

Und wirklich, nach weiteren vierzehn Tagen traf Eugen, der sonst mit seinen Besuchen bei den Eltern ziemlich sparsam war, schon wieder zu Hause ein, sehr frisch, sehr vergnügt, mit strafferer Haltung und belebterem Gesicht als sonst. Er präsentierte sich als frischgebadener Bräutigam, der sich den Segen und die Zustimmung der Eltern holen komme.

Der Vater rieb sich schmunzelnd die Hände, die Mutter saß sprachlos und überwältigt. Verlobt! So mir nichts, dir nichts, ohne ein Wort davon vorher zu sagen, ohne daß man ihm etwas ungemerkt hättel! Ja, — mit wem denn?

Sie hatte nur das Wort „verlobt" gehört und war davon so verblüfft, daß alles Dazugehörige eindrucklos an ihr vorübergegangen war. Nun aber, als der Name Paulinchen Gronerts fiel, richtete sie sich auf wie eine gereizte Löwin.

(Fortsetzung folgt.)



Die Furcht, von einer Unwissenheit in die andere zu geraten, zeigt sich, wenn man vor lauter Weisheitslehren sich seiner eigenen Denkbewegungsfreiheit beraubt sieht, und spürt, mehr und mehr Kunstprodukt als Naturgewächs zu werden.

R. G.

Rudolf Greinz.

(Zum 50. Geburtstag, 16. August 1916.)

Es ist eine schöne Pflicht, unserer Dichter auch in schwerer Zeit und blutiger Not ehrend zu gedenken. Sie sind ja die Quellen, aus denen das tiefste Empfinden und Sehnen der Volkseele fließt, sind ihre künstlerischen Wiedergeber, ihre schöpferischen Gestalter. Der Besten einer begehrt mitten im Kriege sein fünfzigstes Wiegenfest: Rudolf Greinz.

Am 16. August 1866 als ältester Sohn des I. I. Baurates Anton Greinz und der Marie Greinz, geb. Kapferer, in Prabl bei Innsbruck geboren, war er allzeit ein getreues Kind seiner Heimat. Er studierte nach dem Besuche der Staatsgymnasien in Innsbruck und Salzburg an den Universitäten deutsche Sprache und Literatur und widmete sich sodann dem schriftstellerischen Berufe.

Für diesen brachte er Eigenschaften mit in so glücklicher Fülle und Mischung, wie sie sich dergestalt wohl nur selten in einer Menschenseele finden: sonnigen Frohmuth, köstlich unmittelbaren urwüchsigem Humor, schlagfertigen, lachenden Witz, feherischen Muth und tiefen Lebensernst, der aus hehsten und herbsten sittlichen und religiösen Empfindungen, kommt und menschlich schön gemildert und vergoldet wird von liebevoller Herzengüte und einsichtstiefer Weltanschauung. Diese glückliche Veranlagung und Geschlossenheit machten ihn im Vereine mit der großen Heimatsliebe zu dem, was er heute ist, und als was wir ihn so sehr schätzen und lieben: zum Heimatskünstler und zum Menschenschilderer. Ragt er als Heimatskünstler an die Größten ihrer Art heran und vielfach über sie hinaus, als Menschenschilderer steht er neben den ersten erzählenden Dichtern unseres Volkes überhaupt. Seine Menschen sind nicht erfundene einseitige Greinzleute, sie sind Menschen von so unmittelbarer blutwarmer Echtheit, wie sie nur ein schöpferischer Dichter aus dem Leben hinstellen kann in der Dicht künstlerischer Wiedergestaltung. Greinz sieht eben die Menschen mit dem Auge seiner Seele mit allen ihren Licht- und Schattenseiten, hebt sie zur Höhe dichterischer Verklärung, ohne ihre Echtheit und Lebenswahrheit zu vermindern. Er versteht die Kunst, ideal zu sein im Realen.

Alles, was er schuf, war ihm inneres Erleben und Empfinden, nichts erfand er, alles erstand ihm. Darum war er und blieb er ein aus sich heraus schöpfender Lebender, ein Auserbauender, und wurde trotz größtem Realismus nie zum bloßen Nachbildner oder gar Nachahmer der Natur und des „Natürlichen“. Oft schon mit einigen knappen Worten vermag er uns einen Charakter klar und greifbar hinzustellen; seine Naturschilderungen sind ebenso klar und knapp wie gegenständlich anschaulich, seine Naturpoesie einfach und schlicht wie ein Goethesches Gedicht. Er hat das Schöne im sicheren Besitz seines Wesens, braucht es sich nicht stürmisch zu erschneiden. Darum die wohlthuende, so überaus anmutende Ruhe in allen seinen ersten Werken. Was uns diese neben ihrem inneren Werte noch ganz besonders kostbar macht, ist ihr be- zwingender sittlicher Ernst, ihre unwiderstehlich überzeugende Wahrhaftigkeit, Eigenschaften, die sich mit schöner Selbstverständlichkeit im Dichter und im Menschen Rudolf Greinz tonnenklar decken. Darum die goldige Echtheit in allem, was er uns gibt.

In seinem Ringen nach öffentlicher Anerkennung und zur Eroberung des großen deutschen Lesepublikums wurde ihm sein Humor, die köstliche Blüte seines Lebensernstes, das Lächeln seiner Menschenliebe, zum wirkungsfähigen Sturm- hebel. Seine unter verschiedenen Titeln vom Verlage L. Staad- mann in Leipzig herausgegebenen, gegenwärtig in vielen Tau- sendten von Exemplaren verbreiteten Lustigen Tiroler Ge- schichten verschafften ihm rasch einen geachteten Namen als Heimatsdichter und allbeliebten Humoristen. Waren und sind diese literarisch wertvollen Geschichten weiten Kreisen willkommenen Unterhaltungsstoff: dem Kulturhistoriker wer- den sie dereinst wahre Fundgruben für alles sein, was an Sitten und Gebräuchen, an Gottesglauben und Aberglauben, an zähem Festhalten an dem Althergebrachten und an unbe- kümmertem Leichtsinne im Tiroler Volke lebt und wirkt.

Für alle, die Greinz nur von dieser sonnigen Seite kan- ten, war sein innig-schöner Roman „Das stille Nest“, der viel- fach als sein erster genommen wurde, eine Überraschung; für den schon zum „Humoristen“ gestempelten Dichter selbst aber bedeutete es geradezu ein Wagnis, mit etwas Ernstem zu kommen . . . doch die Lesewelt ging, von der Kunst des

Dichters bezwungen, bereitwillig mit. Hier hat Greinz ein Stoffgebiet betreten, das er noch weiter in dem stimmungs- vollen Roman „Allerseelen“, dem prächtigen, dramatisch be- wegten Brigner Roman „Das Haus Michael Senn“, besonders aber in der „Gertraud Sonnenweber“, und zuletzt, wenn auch in anderer Form, in dem historischen Roman „Abtissin Berena“ behandelte und ausbaute: das Verhalten der katholischen Prie- ster zum gläubigen und abergläubigen Volke und umgekehrt, und die Gewissenskämpfe, die der von irdischer Liebe ergriffene Priester auszukämpfen hat. Es ist bekannt, mit welch großem künstlerischem Takte und liebevoller Feinfühligkeit Greinz dieses heikle Thema trotz aller Schärfe und gebotener künst- lerischer Rücksichtslosigkeit zu behandeln wußte, ohne irgend- wie und irgendwen zu verletzen.

Daß der in fröhlicher Unbekümmertheit reichlich gebende Humorist, der mit epischem Behagen breit schildernde Roman- dichter, der wohl in prächtiger Geschlossenheit schaffen, merk- würdigerweise aber nicht immer einen raschen, beherzt ab- brechenden Schluß finden kann, auch die strenge Knappheit und Straffheit, die wirkungsvolle Wortkargheit des Dra- matikers meistern könne, bewies Greinz in seinem wichtigen Bauerndrama „Die Thurnbocherin“, das sich aber trotz be- staunenswerter Bühnengewandtheit und Bühnensicherheit das Theater nicht dauernd erobern konnte — angeblich, „weil es gar zu düster ist und zu kraß realistisch wirkt“. Jedenfalls hat Greinz in diesem Stücke eine ganz außerordentliche drama- tische Kraft geoffenbart.

Sein eigentliches Schaffensgebiet, das er unbestritten mit Meisterschaft beherrscht, ist aber nebst dem Humoristischen und der ernsten Novelle wohl doch der Roman. Hier wird uns der Dichter, der nun in voller Rüstigkeit auf der Mittags- höhe seines Schaffens und seines Lebens steht, noch manch kostbare Gabe schenken. Und was er uns noch bieten wird, kann nur noch schöner und tiefer werden — vollendeter.

Greinz lebt seit Jahren in München. Ein Tiroler Kind, geht er ganz auf in deutschem Fühlen und Denken und ist mit uns allen voll fester, unerschütterlicher Zuversicht, daß unser großes Volk sich den Platz, der ihm in der Weltbeherr- schung gebührt, ersiegen wird. Frohmütig, zukunftsicher wie das deutsche Volk ist auch er, der deutsche Dichter, der dem Volke gegenüber ein Gebender ist und Empfangender zu- gleich.

Rudolf Schwahe r.



Aus der Kriegszeit.

Der Unterstand!

Ich weiß ein sicher Plätzchen auf dem Feld,
Tief in die Erd' gegraben.
Von Kerkerschein ist meistens es erhellt,
Weil wir kein Gaslicht haben.
Und fragt ihr mich und die Kam'raden,
So heben freudig wir bei: Später:
„Den schönsten Platz, den wir im Felde haben,
Das ist der Unterstand im Schützengraben.“

Vier Wänd' aus Lehm, das Dach von Eichenbohlen,
Mit Stroh und Erde überdeckt.
Die Tür ist meistens aus 'nem Dorf gestohlen,
Das der Franzos' in Brand gesteckt.
Es ruh'n auf Stroh die müden Knochen,
Schon morgens heißt's beim Kaffeeloch:
„Den schönsten Platz, den wir im Felde haben,
Das ist der Unterstand im Schützengraben.“

Wenn die Franzosen einmal wutentbrannt
Uns schießen mit Granaten.
So bleiben wir in unserm Unterstand,
Bewahren uns vor Schaben.
Drum fingen wir, nochmal aufs neu',
Es ist und bleibt halt fest dabei:
„Den schönsten Platz, den wir im Felde haben,
Das ist der Unterstand im Schützengraben.“

9. Dezember 1914, links von A . . . im Schützengraben.

Ferd. Pet med n.

Ein Bakterienbrustschrank für den Bewegungskrieg. Die Notwendigkeit, sich den naturgemäß primitiveren Lebensbedingungen im Felde in jeder Weise anzupassen, zeitigt auf den verschiedenartigsten Gebieten neue Methoden und Hilfsmittel, die der Überwindung der genannten Schwierigkeiten zu dienen haben. Zwar ermöglicht es der Stellungskrieg, in der Verproviantierung der Truppen, in der Hygiene usw. sich mannigfacher Einrichtungen zu bedienen, die an Ort und Stelle ebenso gut funktionieren können wie daheim. Doch trotzdem der Weltkrieg taktisch zu einem großen Teil im Zeichen des Schützengrabenkampfes steht, sind die Operationen des Bewegungskrieges dennoch häufig genug, um entsprechende behelfsmäßige Einrichtungen, namentlich für die Hygiene im Felde wünschenswert erscheinen zu lassen. Der neueste Hilfsapparat dieser Art soll die bei Ansteckungsgefahr notwendige bakteriologische Untersuchung auch für sehr bewegliche Truppenverbände erleichtern. In allen Fällen von Erkrankungen im Felde, bei denen der Verdacht eines durch Bakterien übertragbaren Leidens vorliegt, müssen die Kleidungsstücke des Patienten und die in seinem Gebrauch befindlichen Gegenstände genau auf Bakterien untersucht werden. Da jedoch die Schaffung hochwertiger beweglicher Laboratorien für diesen Zweck nicht durchführbar ist, werden die infizierten Gegenstände und Stoffe hinter die Front gesandt, wo dann in feststehenden Laboratorien die Untersuchung vorgenommen wird. Dieser Versand gestaltet sich aber ziemlich schwierig, da hierbei die Gefahr einer Abtötung der Bakterien durch frischen Luftzutritt besteht. Darum wurden bereits seit längerer Zeit in den bakteriologischen Laboratorien Einrichtungen erprobt, die — nach dem Grundsatz der Kochkisten oder Thermosflaschen — zum Versand des bakteriologischen Untersuchungsmaterials dienen sollen, das durch die Einwirkung höherer Außentemperaturen geschädigt oder auch gänzlich vernichtet werden kann. Der zu diesem Zweck neugeschaffene Apparat, den der Stabsarzt und Korpshygieniker Dr. Erich Hesse im neuesten Heft der Deutschen Medizinischen Wochenschrift sehr treffend als einen „Brustschrank für den Bewegungskrieg“ schildert, ist im Felde aus ganz primitiven Mitteln entstanden und daher in die bereits ansehnliche Zahl der behelfsmäßigen Kriegseinrichtungen einzureihen. Die Herstellung erfolgte in einer Reparaturwerkstätte, und zwar wurde aus Weichblech ein doppelwandiger Topf aus zwei zylinderförmigen Gefäßen gelötet. Zum Einfüllen des heißen Wassers dient ein in den oberen ringförmigen Deckel eingelötetes, mit einem Gummistopfen verschließbares Rohr. Ein in den inneren Zylinder eingepaßter Blecheinsatz vermag für die Bewahrung der Bakterien entweder drei bis vier Petrischalen und sechs Kulturröhrchen, oder aber — falls Röhrchen nicht notwendig sind — 12–14 Petrischalen aufzunehmen. Die senkrechten Außenwände des Gefäßes sind auf höchst einfache Weise isoliert, nämlich durch eine 2½ Zentimeter dicke Schicht straff aufgeleimten Zeitungspapiers, die Isolierung der Deckel- und Bodenflächen erfolgt durch Filzscheiben und Filzringe. Überdies sind die senkrechten Seitenflächen durch Linoleum gesichert. Als Verschluss dient ein leicht abnehmbarer Deckel. Der Apparat, der in einem Gestell von Bandeisern steht, kann wie ein einfacher Eimer getragen werden. Um für die Erhaltung der Bakterien notwendige Brutwärme herzustellen, wird die Füllung mit 10 Liter Wasser von 50° vorgenommen. Die Temperatur sinkt nach einer Stunde im Innern des Gefäßes auf 41°, nach 12 Stunden auf 32°, um sich dann dauernd auf dieser Höhe zu erhalten. Die Leichtigkeit der Herstellung, die Widerstandsfähigkeit gegen Stoß, Druck und Witterung und die Handlichkeit des Apparates, der gefüllt nicht mehr als 22 Kilogramm wiegt, machen ihn als Brustschrank für den Bewegungskrieg zur Einsendung empfindlicher Untersuchungstoffe aus den Feld- und Kriegslazaretten äußerst geeignet.

Herrentragen und Watermörder. Unsere tapferen Vaterlandsverteidiger, die nun schon fast volle zwei Jahre in den Schützengräben liegen und gewiß ein hartes beschwerliches Leben führen, haben, so schreibt uns ein Mitarbeiter, doch mancherlei Vorteile gegenüber den Heimkriegern, den Zivilisten, voraus. So sind sie der Notwendigkeit enthoben, den steifgestärkten Herrentragen zu tragen, der seinen Trägern besonders zur heißen Sommerzeit doppelt lästig wird. Gibt es ein unbequemerer Kleidungsstück als einen hohen Stehtragen, der kaum eine kleine Wendung des Kopfes ermöglicht? Die Männer sind sonst immer dabei, sich über die

Tyrannei der weiblichen Mode und über die weiblichen Modetorheiten lustig zu machen; in ihrer Kragenmode aber haben sie einen Reford geschaffen, der von keiner, noch so argen Verirrung der weiblichen Mode erreicht werden kann. Wenn auch mitunter in der weiblichen Tracht hohe Halskragen in die Mode kommen, so handelt es sich hier um ganz zarte luftige Gewebe, die durch darunter befindliche und nicht allzu sehr lästige fallende Stäbchen aufrecht gehalten werden. Für gewöhnlich gilt aber die Halsfreiheit bei der weiblichen Sommermode als selbstverständliche Forderung. Geringer ist die Männerwelt, wenn sie keine Kriegsdienste zu erfüllen hat, stets und ständig dazu verurteilt, den Hals in die unbequeme, ungesunde, hartgestärkte, weiße Röhre zu stecken. Auch im Sommer wird keine Ausnahme geduldet. Ja, die Torheit geht noch weiter. Der Umlegekragen wird vielmehr als altfränkisch verpönt, dagegen aber wird eine Verbindung des an sich schon unbequemen Stehtragens mit diesem selben Umlegekragen von der Männerwelt ganz besonders bevorzugt. Dieser Stehumlegekragen ist nichts anderes als ein leppelter Stehtragen und muß darum doppelt lästig wirken. Der Berliner Volkshumor hat sich diesen merkwürdigen Auswuchs der männlichen Kleidermode schon längst aufs Korn genommen; er nennt ihn sehr hübsch und treffend „Balkontragen“ oder „Kragen mit Jalousien“. Leider aber hat der Spott hier nicht den geringsten Erfolg gehabt; die Beliebtheit dieses Marterinstrumentes, zu deutsch: Stehumlegekragen, ist bei der Männerwelt immer noch im Wachsen begriffen. Die Kragenungestüme, die man häufig genug zu sehen bekommt, erinnern an einen ähnlichen Auswuchs im wahren Sinne des Wortes: an die Watermörder — Mode der Wiedermeierzeit. Diese Mode ist zwar schon längst abgekommen, die Gelehrten zerbrechen sich aber immer noch die Köpfe darüber, wie der seltsame Name „Watermörder“ entstanden ist. Die oft erzählte Anekdote, daß ein heimkehrender Sohn bei der Umarmung seines Vaters diesem mit dem spitzen Kragen ein Auge ausgestochen habe, worauf dessen Tod erfolgt sei, beruht natürlich auf nachträglicher Erfindung. Sehr geistvoll ist die von einem Gelehrten ausgesprochene Vermutung, daß das dem deutschen Worte „Watermörder“ entsprechende französische Wort parricide aus parasite (Mistesser, Schmarotzer) entstellt sei. Diese spitzzulaufenden Kragen, die bis in die Nähe des Mundes reichen, konnten allerdings beim Essen hinderlich sein, sie konnten dabei besetzt und somit Teilnehmer am Mahle werden. Diese hübsche Erklärung hat aber doch einen kleinen Haken. Es konnte nämlich bisher noch nicht der Beweis erbracht werden, daß die Pariser, von denen die Watermörder zu uns gekommen sind, diese parricides und dann parasites genannt haben. So lange dieser Beweis nicht erbracht ist, muß die Frage nach der Herkunft des Wortes „Watermörder“ noch als ungelöste Frage der Sprachwissenschaft betrachtet werden. . . . Glücklicherweise haben wir eine Wiederkehr dieser Wiedermeiermode, trotz aller sonstigen Hinneigung zum Wiedermeiertitel, in der Kriegszeit nicht zu fürchten. Man darf vielmehr hoffen, daß die Knappheit an Stärken vielleicht das bewirken wird, was alle Auflehnung gegen die lästige Tyrannei der Mode bisher nicht zustande brachte: die Verdrängung nämlich des „Stehumlegekragens“ durch eine bequemere lustigere Halskracht.

Das Ende der Pariser Wollenträger. Der Mode der den New Yorker Wollenträgern im verkleinerten Maßstabe ähnelnden Neubauten, die während der letzten Friedensjahre in Paris durch Hotelunternehmer und große Vatagesellschaften eingebürgert wurde und besonders unter den alten Bürgern ästhetische Bedenken hervorrief, scheint nunmehr ein Ziel gesetzt zu sein. Wenigstens berichten die Pariser Blätter mit einstimmiger Freude, daß die Pariser Stadtverordneten sich auf die künstlerische Ehre der Seinestadt besonnen haben und keine weiteren Wollenträgenachahmungen auf Pariser Boden gestatten wollen. Demnächst wird die Kammer über einen Gesekzentwurf des Ministers des Innern abzustimmen haben, der der Stadtverwaltung von Paris das Recht gibt, „die Errichtung von Gebäuden, deren Gestalt dem guten Geschmack und der altgerestellten Harmonie von Paris widerspricht“ kategorisch zu verbieten. Dieser seit Jahren vergeblich von dem Ministerium geforderte Entschluß wirkt auf den Verlust an künstlerischen Baudenkmälern zurückgeführt, den Frankreich im Frontgebiet zu erleiden hat.